Gerhard Neumann

„Die Schuldfrage“ oder „Die Geschichte geht weiter und Gott bleibt drin“

Predigt zu 1. Mose 3,6-13

1. Mose 3,6-13:

6 Und die Frau sah, dass von dem Baum gut zu essen wäre und dass er eine Lust für die Augen wäre und verlockend, weil er klug machte. Und sie nahm von der Frucht und aß und gab ihrem Mann, der bei ihr war, auch davon und er aß.

7 Da wurden ihnen beiden die Augen aufgetan und sie wurden gewahr, dass sie nackt waren, und flochten Feigenblätter zusammen und machten sich Schurze. 8 Und sie hörten Gott den Herrn, wie er im Garten ging, als der Tag kühl geworden war. Und Adam versteckte sich mit seiner Frau vor dem Angesicht Gottes des Herrn unter den Bäumen im Garten. 9 Und Gott der Herr rief Adam und sprach zu ihm: Wo bist du? 10 Und er sprach: Ich hörte dich im Garten und fürchtete mich; denn ich bin nackt, darum versteckte ich mich. 11 Und er sprach: Wer hat dir gesagt, dass du nackt bist? Hast du nicht gegessen von dem Baum, von dem ich dir gebot, du solltest nicht davon essen? 12 Da sprach Adam: Die Frau, die du mir zugesellt hast, gab mir von dem Baum und ich aß. 13 Da sprach Gott der Herr zur Frau: Warum hast du das getan? Die Frau sprach: Die Schlange betrog mich, sodass ich aß.

Liebe Gemeinde, warum steht diese Geschichte in der Bibel?¹ Wollten die Schreiber dem Menschen seine Sündhaftigkeit vor Augen malen? Wollten sie ihm einhämmern, dass er durch und durch schuldig ist? Wollten sie es ihm gleich am Anfang der Bibel 11 Kapitel lang immer und immer wieder sagen, damit er es endlich begreift? So wie es bis heute eine Verkündigung gibt, die glaubt: Wenn man dem Menschen seine Schuld nur deutlich genug in den düstersten Farben vor Augen malt, dann kehre er um zu Gott.

Lassen Sie uns diese Überzeugung an den biblischen Texten prüfen. Was beschreiben denn diese alten Texte auf den ersten Seiten der Bibel? Sie beschreiben lauter Menschen, die nicht umkehren und die nicht herausfinden aus der Schuldverstrickung. Besinnt sich ein Kain, als Gott zu ihm sagt: „Die Sünde lauert vor er Tür“? Nein, er erschlägt seinen Bruder. Kehren die Menschen um, als sie Noah eine Arche bauen sehen? Nein, sie lachen über diesen Spinner. Die Menschheit kehrt nicht um. Und das, obwohl es hier Gott selber ist, der zu ihnen redet. Gott redet ihnen ins Gewissen. Die Menschen aber kehren nicht um. Das ist der Befund. Das wird hier gesagt.

¹ Diese Predigt wurde am 18. August 2014 in der Baptistengemeinde Zürich gehalten.

Man könnte schier verzweifeln, wenn es nicht einen Gott gäbe, der drin bleibt in diesen Geschichten, die das Leben schreibt. Nur deswegen sind diese Geschichten aufgeschrieben worden, damit der Blick auf einen Gott fällt, der mit seinen Menschen weiter einen Weg geht.

Die Urgeschichte erzählt, in der Menschheit werde es immer schlimmer. Am Anfang sind es nur Adam und Eva, Kain und Abel. Am Schluss sind es alle Völker, die gemeinsam sagen: „Kommt, lasst uns einen Turm bauen, der bis in den Himmel ragt.“ Gott aber bleibt diesen Menschen nahe. Er zieht sich nicht in den Himmel zurück und überlässt diese Welt sich selbst. Er bleibt drin und dran.

Allein aus diesem Grund stehen diese Geschichten in der Bibel. Was sich später in Jesus Christus erfüllen wird, nimmt hier seinen Anfang. Der Mensch ist geschaffen zum Bilde Gottes, zu seinem Gegenüber. In seiner Nähe eröffnet Gott ihm einen weiten Raum wie in einem Garten, durch den der Strom des Lebens fließt. Selbst wenn der Mensch aus diesem Zusammenhang herausfällt, wird Gott weiter zu ihm reden und ihn ansprechen, den scheinbar so Unansprechbaren. Ganz liebevoll beschreibt uns diese Urgeschichte, wie Gott über dem Leben der Menschen nach Wegen und Möglichkeiten sucht, um ihn zu erreichen, damit ER vom Menschen wieder als Gegenüber wahrgenommen werden kann.

Hat Gott nicht schon, als Adam noch ganz alleine war, über seinem Leben liebevoll danach gesucht, wie ihm in seinem Alleinsein eine Hilfe, ein Gegenüber zu schaffen ist. So führt er ihm die Tiere zu, um mit Adam gemeinsam zu sehen, ob es darin ein Gegenüber gibt. Die Geschichte geht dann bekanntermaßen weiter. Ein liebevolles Suchen über dem Leben des Menschen.

Zum Glück ist der Friede Gottes nicht nur höher als unsere Vernunft, sondern auch höher als alle menschliche Unvernunft. Davon reden diese Texte, dass Gott seinen Frieden in sich bewahrt, mitten im sich ausbreitenden Unfrieden.

Stellen Sie sich eine Bühne vor. Im Vordergrund spielt sich für alle sichtbar das Drama der Menschheitsgeschichte ab. Alle Menschen sind beteiligt. Es gibt keine Zuschauer. Fällt der Blick ausschließlich auf diesen Vordergrund könnte man, ja müsste man verzweifeln. Es ist auch nicht zu ertragen. Deswegen schauen manche schon keine Nachrichten mehr.

Das sichtbare Drama der Menschheitsgeschichte aber besitzt zum Glück für alle Beteiligten einen unsichtbaren Hintergrund in Gott, der mit Entschiedenheit sein vollmächtiges Wort sagt und seine vollmächtigen Fragen stellt. Nicht mehr, aber auch nicht weniger. Man kann ihn überhören, man kann ihn bei Seite schieben. Man kann diesen Hintergrund ausblenden. Dann aber bleibt man allein mit seiner Schuldverstrickung.

Liebe Gemeinde, davon sprechen diese Texte und verfolgen dabei eine einzige Absicht, Gott ins Bild zu rücken, damit der Mensch erinnert wird, zu wessen Bilde er geschaffen ist. Damit der Mensch wieder in Berührung kommt mit der Bestimmung, die seinem Leben zugrunde liegt.

So lassen Sie uns nun auf den Text schauen und ihm Vers für Vers folgen.

Ausgelöst durch das Gespräch mit der Schlange ist Misstrauen entstanden in der Beziehung zwischen Gott und Mensch. Weil die Stimme eines Geschöpfes schwerer wiegt als die Stimme des Schöpfers, weil die Stimme des Mitmenschen schwerer wiegt als die Stimme Gottes, entfremdet sich der Mensch von Gott.

Nun aber fällt der Blick auf den Baum, von dem Gott gesagt hatte, von ihm sollten die Menschen nicht essen, es würde ihnen schaden. Was ist nicht schon alles über diesen Baum nachgedacht worden! Wie verständlich, schließlich ist er lieblich anzuschauen und es ist gut von ihm zu essen.

Genau diese Aussage wird in Kapitel zwei, als die Welt noch in Ordnung war, von allen Bäumen gemacht. Von allen Bäumen heißt es dort: „Sie waren lieblich anzuschauen und es war gut, von ihnen allen zu essen.“ Diese Weite ist dem Menschen von Gott her zugeordnet, sie gehört zur ursprünglichen Bestimmung. Inzwischen ist der Mensch in eine Enge geraten. Sein Blick fällt nur noch auf den einen Baum, von dem er besser nicht essen sollte. Dieser eine Baum zieht seine ganze Aufmerksamkeit auf sich, wie wenn die anderen nicht vorhanden wären, wie wenn es die anderen Bäume, ihre Lieblichkeit und ihre Früchte gar nicht geben würde. Einen Tunnelblick nennen wir das. Die Weite des Lebens und seiner Möglichkeiten wird ausgeblendet, denn nur noch das eine lockt.

Der Mensch aber muss es sich einverleiben und zu Seinem machen. Er muss über diese Grenze. In seinem Innern verbindet es sich mit der Phantasie, er sei dann wie Gott. «Ihr werdet sein wie Gott», hatte die Schlange gesagt. Das Überschreiten dieser Grenze, die der Mensch besser nicht überschreiten sollte, verbindet sich in ihm mit der Vorstellung, dass er darin auch die Grenzen seines Menschseins überschreiten kann, ja, dass er sich darin hinweg heben kann über das Eingebundensein in menschliche und natürliche Zusammenhänge, zu denen immer auch der Respekt vor Grenzen gehört. Sich darüber hinweg zu setzen, weil man zu Höherem bestimmt ist, weil man eine Sendung hat, die Gott gleich ist. Das war immer schon der Anfang vom Ende einer Menschlichkeit, wie Gott sie dem Menschen doch so gerne zuteilwerden ließe. Wenn der Mensch doch nur sehen könnte, was alles lieblich anzuschauen und gut zu essen ist.

Er aber richtet seinen Blick auf den einen Baum. Die Blickverengung treibt die Geschichte weiter nach vorne. Sie läutet den nächsten Akt im Drama ein.

Dabei scheint es, wie wenn die Qualität des Liebreizes ganz vom Baum ausgehe. Dabei ist es doch das Verlangen des Menschen, das den Dingen ihren Liebreiz gibt. Der Mensch aber hat zu sich selbst den Zugang verloren. Er kann sich nicht eingestehen, was eigentlich hinter seinem Verlangen steckt. Er hat sich selber aus dem Blick verloren. Er sieht nur noch den Baum. Und der sieht einfach lieblich, schön und lecker aus.

Wie sehr wird der Mensch von außen gelenkt und merkt gar nicht, was in seinem Inneren geschieht. Dann aber ist er auch schon fast nicht mehr verantwortlich. „Was muss dieser Baum auch so besonders lieblich sein?“ Als wenn es der Baum wäre. Der nächste Akt des Dramas bereitet sich schon vor.

Zunächst aber heißt es in knappen Worten: „Sie nahm von der Frucht und aß.“ Hier geschieht das Eigentliche. Vorher war alles nur Phantasie, Gedanken-spiel. Erst jetzt geschieht es. Das Überschreiten der Grenze ist lange vorbereitet. Die Stimme der Schlange. Der Versuch Evas, Gott zu verteidigen. Das Nicht-ein-gestehen-können der eigenen Angst. Das Hineinlegen der eigenen Angst in Gott: ER habe Angst davor, dass der Mensch so werden könnte wie Gott. Erst dann aber tritt der Liebreiz der Frucht mit Macht nach vorne.

Unwiderstehlich wird der Mensch angezogen. Wie wenn er den Kräften ausgeliefert wäre, die er nicht durchschaut und denen er nicht gewachsen ist. Wie ohnmächtig ist der Mensch doch in dieser Situation, in der er glaubt zu sein wie Gott. Dem entspricht in äußerster Knappheit der Satz: „Sie nahm von der Frucht und aß.“

„Und sie gab ihrem Mann, der bei ihr war, auch davon und auch er aß.“ Der nächste Akt.

Die Zusammengehörigkeit des Menschen in der Schuld. Der schuldige Mensch sucht die Gemeinsamkeit in der Schuld. Gerade jetzt will er nicht allein sein, sondern sucht Hilfe in der Gemeinschaft. Es kommt dann zu einer Gemeinsamkeit im Negativen, wie man das von Jugendbanden kennt. Wer dazu kommen will oder angeworben wird, der muss ein Unrecht begehen, eine Grenze überschreiten. Dann aber ist man Teil der Bande, gebunden in gemeinsamer Übertretung der Grenzen. Dabei wirkt es so, als wenn Eva ihrem Adam etwas Gutes tun will und ihm die gleiche Wohltat zukommen lassen will, die die Schlange ihr versprochen hat. Das Ergebnis ist jedoch keine Gemeinschaft, sondern eine Trennung. Die Gemeinsamkeit in der Schuld wirkt sich trennend aus.

Ihnen gehen tatsächlich die Augen auf. Sie erkennen wirklich. Sie erlangen tatsächlich Wissen von etwas, das sie vorher nicht hatten. Dieses Wissen aber besteht darin, dass sie nackt sind. Und sie beginnen, sich ihrer selbst zu schämen. Das Wissen, das dem Menschen hier zuteil wird, ist ein Wissen über sich selbst in seiner eigenen Ohnmacht und in seinem Nacktsein, das ohne Gott sein Schicksal ist.

Der Mensch hat tatsächlich eine neue Erkenntnis über sich selbst gewonnen. Die aber besteht nicht darin, dass er nun wüsste, was gut und böse ist, so dass er sich in Entscheidungen danach zu richten wüsste. Die neue Erkenntnis besteht vielmehr darin, dass der Mensch selber zugleich gut und böse ist, zugleich zu Gutem oder Bösem in der Lage. Darin aber erkennt er sich als nackt. Deswegen muss er sich nun schützen vor dem Bösen, dem eigenen und dem der anderen. Scham, Misstrauen und Angst ziehen ein, denn wer um Gutes und Böses bei sich selber weiß, der kann sich selbst und anderen nicht mehr richtig trauen. Da gehört das Verstecken voreinander dazu, denn es gibt das Wissen um die Ambivalenz von Gut und Böse im Menschen. Damit rechnet der Mensch von nun an und deswegen macht er sich Schurze aus Feigenblättern. Denn es gibt jetzt Dinge, die der andere nicht mehr sehen darf und die der andere möglichst nicht in den Blick bekommen sollte. Jetzt braucht jeder sein Feigenblatt. Ungetrübte

Aufrichtigkeit ist nicht mehr möglich, denn der Mensch weiß in sich selbst um Gut und Böse.

Was er allerdings nicht weiß, ist, wie er zum allein guten Gott zurückfinden kann. Wie er zu dem finden kann, von dem Jesus später sagen wird: „Nur einer ist gut, Gott allein.“

Und deswegen hören wir nun im Folgenden, wie Gott in der kühlen Frische des Morgens einen Spaziergang im Garten macht und nach dem Menschen schaut. Der Mensch weiß nicht mehr, wo er hinschauen soll. Da schaut Gott nach dem Menschen. Nun aber wird das deutlich, was ich Ihnen ganz am Anfang gesagt habe: Gott bleibt drin in der Geschichte, die schon so dramatisch vorangeschritten ist.

Hören wir einmal, wie er drin bleibt. Es ist ja nicht einfach ein kindliches Gottesbild, das seinen Ausdruck findet, wenn Gott hier früh am Morgen spazieren geht. Wenn die Schreiber dieser Texte übrigens eins nicht waren, dann kindlich. Dies sind aus tiefen Glauben erwachsene Texte von erwachsenen Menschen.

Vielmehr wird hier gesagt: Von Gottes Seite aus habe sich nichts geändert. Die Veränderung der Situation sei für den Menschen einschneidend, für Gott aber nicht. Er macht wie jeden Morgen seinen Spaziergang. Auch die Friedlichkeit des Bildes ist auffallend und spricht für sich. Lassen Sie es auf sich wirken: Gott in der Kühle des Morgens bei einem Spaziergang. In diesem Bild spiegelt sich der Friede, der in Gott selber ist.

Wir werden sofort erinnert an das innige Verhältnis zwischen Gott und Mensch, zu dem der Mensch geschaffen ist. Dort, wo die Menschen wohnen, dort geht Gott spazieren. Er ist dort zu finden, wo der Mensch zu finden ist. Und noch überraschender: Der Ort, an dem der Mensch zu finden ist, ist ein Ort der Erholung für Gott. Was für ein himmlisches Bild! Wie das Bild vom Garten, in dem Gott und Mensch miteinander wohnen. Einfach paradiesisch!

Der Mensch aber ist herausgefallen aus diesem paradiesischen Zustand, denn er weiß ja nun, dass Gut und Böse in ihm ist. So wenig aber, wie der Mensch sich mit diesem Wissen seinem Mitmenschen anvertrauen kann, so wenig glaubt er, sich damit Gott anvertrauen zu können. Wie geborgen und sicher wusste sich der Mensch ursprünglich in der Nähe Gottes. Nun aber wird es für den Menschen unerträglich, dass Gott ihn sieht. Der Mensch, der um sich selber weiß, kann dem Blick Gottes nicht mehr standhalten. So muss er sich vor Gott hüten, der doch eigentlich den Menschen behütet.

Dabei glaubt der Mensch – und darin ist er dann tatsächlich kindlich – dass man sich vor Gott – oder wie das Neue Testament Gott nennt: Vor der Liebe, vor dem Leben, vor dem Geist – verstecken kann.

Der Anblick Gottes, der doch Segen und Leben ist, um den wir am Ende eines Gottesdienstes bitten, dieser Anblick wird jetzt vom Menschen gemieden. So wird das Dasein des Menschen im Wissen um sich selbst zu einem Versteckspiel.

Gott aber geht den Menschen nach. Er sucht den Menschen in seinem Versteck auf. Damit ist zu rechnen. Und er spricht den Menschen an: „Adam, wo

bist du? Adam, wo befindest du dich?“ Adam heißt Mensch. „Mensch, wo bist du hingeraten? Warum gibst du der Stimme der Schlange ein solches Gewicht? Warum lässt du dich aus der Weite in die Enge führen? Mensch, wo bist du hingeraten?“

Wenn Gott so fragt, dann will er nicht etwas vom Menschen erfahren, was er nicht schon weiß, sondern er will etwas im Menschen bewirken. Es geht Gott um den Menschen, es geht ihm um das Einzige, das jetzt dem Menschen noch helfen könnte: Nämlich eindeutig Stellung beziehen und Gott seine Schuld und Angst und Verwirrung gestehen. Das wäre jetzt dran.

Und der Mensch beginnt damit ja auch: „Herr, ich hörte dich im Garten.“ Dann aber spricht er von seiner Angst. Tatsächlich tut er es. „Ich fürchtete mich, denn ich bin nackt und darum versteckte ich mich.“ „Adam, das war ein guter Anfang. Red doch weiter“, möchte ich ihm zurufen. „Gott hört dir zu. Du kannst offen reden.“

Wenn Gott jetzt zurückfragt, will er ermutigen. Was denn sonst? „Wer hat dir gesagt, dass du nackt bist? Hast du von dem Baum gegessen, von dem ich dir sagte, du solltest davon nicht essen?“

Der Mensch bräuchte nur „Ja“ zu sagen. Er war doch schon auf halbem Wege. Aber da gab es ja noch die Aussage, dass er sterben werde, wenn er vom Baum esse. So wagt er nicht weiter zu reden. Denn dann müsste er sich Gott tatsächlich auf Gedeih und Verderb anvertrauen, sich ganz in die Hand Gottes begeben, ihm das Urteil über Leben und Tod überlassen, so wie es der Christ in der Taufe tut: „Leben wir aber, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn.“ Da aber ist die Angst davor. Darin liegt die Tragik der Angst, dass sie nicht nur die Schuld hervorbringt, sondern auch die Umkehr verhindert.

So weicht der Mensch aus: „Die Frau, die du mir gegeben hast, die gab mir vom Baum.“

Obwohl die Sache eindeutig ist, versucht sich der Mensch in die Zweideutigkeit zu flüchten und sogar Gott hineinzuziehen: „Die Frau, die du mir gabst. Mit der Schuld ist das hier nicht so eindeutig, lieber Gott“, argumentiert Adam. „Hättest du mir die Frau nicht gegeben, wäre gar nichts passiert. Aber da du sie mir gegeben hast, musste ich wohl essen. Selber schuld. Was hast du auch für eine eigenartige Welt geschaffen? Wieso gibt es da überhaupt eine Schlange? Was hast du dir dabei gedacht, die Menschen so einander zuzuordnen, so verführbar, wie sie nun einmal sind. Jetzt spiel dich hier nicht so auf. Du bist doch mit schuld. Wir sitzen doch alle in einem Boot.“

Noch einmal geschieht dasselbe wie zuvor, als die Frau dem Manne zu essen gab. Hier nun ist es Adam, der Gott in die Gemeinsamkeit der Schuld hineinziehen will. Adam versucht, Gott zu verführen: „Gott, gesteh es doch ein, dass du letztlich der Schuldige bist oder zumindest mitschuldig.“ Der Teufelskreis ist fast geschlossen.

Jahrtausende lang hat man nur die Frau gesehen, die Adam verführt, aber nie Adam, der es hier bei Gott versucht.

Schließlich wird Eva gefragt. Jeder wird einzeln angesprochen. Jeder hat einzeln die Chance, den Teufelskreis zu durchbrechen. Dieses Mal hängt sich Eva an Adam: „Die Schlange betrog mich, sodass ich aß. Und die Schlange ist ja schließlich dein Geschöpf, du allmächtiger Gott.“ Der einzige Ausweg ist blockiert, denn die Angst vor der Strafe verhindert, den Weg zu gehen.

Die Schlange, auf die Eva verwies, sagt dann nichts mehr. Es geht in diesem ganzen Text auch nicht um sie. Auch die Frage, wo das Böse herkommt, wird nicht beantwortet. Es geht um den Menschen und wie er sich aus Angst in Schuld verstrickt und am Ende sündigt wie ein Kind, auch wenn es keine Kindersünde ist. Es geht alles folgerichtig seinen Gang. Es könnte durchbrochen werden, wird es aber nicht. Das ist das Drama menschlicher Schuld zu allen Zeiten.

Zu allen Zeiten aber ist Gott mit drin in dieser Geschichte, denn er geht nach wie vor jeden Morgen im himmlischen Garten spazieren. Dann aber ruft er: „Mensch, wo bist du? Wo bist du hingeraten?“ Das Gespräch zwischen Gott und Mensch könnte sofort beginnen. Und manchmal sagt auch Jesus an des Vaters rechter Seite zum Menschen: „Wenn du doch verstehen könntest, was zu deinem Heile dient ...“

Die Geschichte geht weiter. Sie ist zum Glück noch nicht zu Ende. Zu unserem Glück und zum Glück dieser Welt.

Amen.

Gebet

Lieber Herr,

es ist unbegreiflich, dass Du in der Geschichte dieser Welt und unseres Lebens drin bleibst. Wir selber halten es immer wieder kaum aus, drin zu bleiben und müssen wegschauen oder uns verstecken.

Hab Dank, dass Du uns immer wieder rufst. Auf vielerlei Weise kommst Du uns Menschen nahe, der Du die Liebe und das Leben bist.

Wie in einem Geflecht sind wir hineinverwoben und verstrickt in die scheinbar so unentwirrbaren Schuldzusammenhänge des Lebens. Du aber lädst uns ein, uns Dir anzuvertrauen.

Du willst das Leben und nicht den Tod. Du willst die Liebe und nicht die Bitterkeit. Stärke den Glauben in uns, dass Du drin bleibst mit Deiner Gnade und Barmherzigkeit, damit wir unsere Wege finden. Amen.

Pastor Gerhard Neumann (BEFG), Baptistengemeinde Zürich, Evangelische Freikirche, Steinwiesstrasse 34, 8032 Zürich, Schweiz;
E-Mail: gerhard.neumann@baptisten.ch